

Prof. Dr. Hugo Moser

Laudatio auf Johannes Duft

Verehrte festliche Versammlung,
meine Damen und Herren!

Goethes Schauspiel »Torquato Tasso« beginnt mit einer Zeremonie: die Prinzessin und Leonore bekränzen im Park die Statuen Virgils und Ariosts. Der Herzog gesellt sich zu den beiden Damen, und als der Dichter Tasso, der in den Kreis tritt, dem Herzog ein neues Werk überreicht, läßt Goethe Virgil durch den Mund des Fürsten sagen:

Was ehret ihr die Toten? ...

...

So gebt auch den Lebendigen ihr Teil.

Auf einen Wink des Bruders nimmt die Prinzessin den Kranz vom Marmorbild Virgils und setzt ihn dem sich zunächst sträubenden Tasso aufs Haupt.

Diese Ehrung des toten wie des lebenden Dichters in Goethes Drama ist renaissancehaft-höfisch und überzeitlich zugleich. Es ist ein Wesenszug jeder Art von menschlicher Gesellschaft, einer einfach strukturierten wie einer hoch differenzierten, der Grundschichten wie der Mittel- und Oberschichten, daß man den ehrt, der sich über den Durchschnitt seiner Genossen erhebt, den großen Menschen, den lebenden wie den toten – zunächst den Träger eines hohen Amtes, namentlich den Fürsten, dann auch den Vollbringer einer großen Leistung, den Helden, den Heiligen, bald auch den Dichter, den Künstler, den Gelehrten.

Die Ehrung, die Tasso zuteil wird, steht in einer alten Tradition. Sie setzt die antike Sitte fort, den Sieger im Kampf wie im körperlichen und geistigen Wettstreit durch einen Kranz zu ehren. Im »Tasso« vollzieht sich die ehrwürdige Zeremonie in einem kleinen, aber um so erlauchteren Kreis, doch werden »lautere Stimmen« Tasso auf dem Kapitol begrüßen. Das ist ein Hinweis auf die andere, ältere

Form: die Ehrung im Rahmen einer großen festlichen Versammlung. Sie war mit Ehrengeschenken verbunden. Waren es im alten Orient wie im Mittelalter kostbare Gewänder und Schmuck, so konnten es bei den Griechen und Römern auch Geldbelohnungen sein.

Vor allem aber gehört zur Ehrung das preisende Wort. Jede Zeit und jedes Volk kennt die Rühmung des Fürsten und des Helden oder später des großen Menschen überhaupt, und eine eigene lyrische Dichtart, das Preislied, begleitet die Geschichte des menschlichen Geschlechts. In frühen Zeiten, wo die Dichtung das Kultische ebenso zum Ausdruck bringt, wie sie die Trägerin von Weisheit und Recht, von Lob und Schelten ist, stellt die Preislyrik eine ausgesprochen aristokratisch-höfische Dichtart dar. Die Dichter der Antike singen ebenso wie die irischen Sänger und die nordischen Skalden das Lob ihrer Fürsten und Gönner und der Helden ihrer Zeit und der einer mythischen Vergangenheit. Nicht minder feierlich sind die panegyrischen lateinischen Gesänge des europäischen Mittelalters, der Humanisten und der Barockdichter, und seit der ritterlichen Dichtung des hohen Mittelalters hat bis ins 18. Jahrhundert hinein die Preisdichtung auch in der Muttersprache eine wichtige Stellung in der Lyrik des Abendlandes. Dazu kamen rühmende Inschriften und bildhafte Darstellungen. Und schon immer gesellte sich zum preisenden schönen Wort die Musik; ursprünglich als unlösliche Einheit in der Form des Preisliedes, das gesungen wurde, später daneben auch getrennt als Instrumentalmusik.

Im technischen Zeitalter verändern sich die Formen der Ehrung. Ihr feierlicher Charakter wird nüchterner, das Zeremoniell schrumpft. Zwar haben wir uns heute in alter Weise in Festkleidung versammelt, um eine feierliche Ehrengemeinde zu bilden: Wir sind ja nicht bloß der Rahmen, sondern ein wichtiger, nicht wegzudenkender Teil der Ehrung selbst. Geblieben ist auch die Erhöhung des festlichen Glanzes durch die Musik. Während unser Verhältnis zur Musik sonst seit der Romantik das der inneren Erfahrung, des Erlebens, oft eines pseudo-religiösen Erlebens geworden ist, hat hier die Musik noch dieselbe alte repräsentative Funktion der Erhöhung der Festlichkeit behalten, die früher weithin auch die Dichtung hatte. Aber wir bekränzen den, den wir heute ehren wollen, nicht mehr, wie es früher geschah: Nur den

Turnern und Turnerinnen winkt noch in schöner Weise der Kranz als Siegespreis. Und nicht mehr kostbare Kleider erhält der Geehrte, sondern wie zum Teil in der klassischen Antike ein Ehrengeschenk, wobei zum Teil die Ehrung durch einen Ring oder durch eine Medaille erhalten geblieben ist.

Auch das preisende Wort hat sich gewandelt. Mit dem Rückgang des höfischen Elements in der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts ist das Preislied zurückgetreten. Wir feiern den zu Ehrenden nicht mehr mit skaldischen Metaphern etwa als den, der Odins und der Götter Trank genossen. Wir bedienen uns nicht mehr des Lateinischen, um unser Lob auszudrücken. Wir rufen auch nicht mehr Götter und Göttinnen und halbgöttliche Wesen herbei, wie es die Panegyriker der Barockzeit in antikisierender Weise taten, um den eigenen schwachen Preis zu verstärken und ihn zugleich auf eine höhere Ebene emporzuheben, ja, ihn zu transzendieren. Nein, wir sind heute in der Form unseres Preises nüchterner geworden, wir sprechen ihn in Prosa, und man erwartet eine sachliche Begründung des Lobes.

Das erwarten Sie auch von mir, da wir Herrn Stiftsbibliothekar Dr. Duft als diesjährigen Träger des Bodensee-Literaturpreises feiern.

Die von dem Statut geforderten äußeren Voraussetzungen der Preisverleihung, daß das literarische Werk des Preisträgers »zum Bodensee, seiner Landschaft, seiner Atmosphäre, seiner Kultur und Geschichte« in Beziehung stehe, war bei Ihnen, lieber Herr Dr. Duft, in hohem Maße gegeben. Darin haben Sie uns die Aufgabe sehr leicht gemacht. Von Ihren rund 100 Veröffentlichungen, von denen ein halbes Dutzend in der Form von Büchern, die anderen als Beiträge und Aufsätze erschienen sind, beziehen sich drei Viertel auf den Bodenseeraum. Die ehemalige Benediktinerabtei St. Gallen, ihre wechselvolle Geschichte, ihre geistige Bedeutung und Ausstrahlung, hat es Ihnen vor allem angetan, besonders, seitdem Sie 1947 Stiftsbibliothekar geworden waren. Ihnen wurde damit das kostbarste Vermächtnis anvertraut, welches das Kloster der Nachwelt hinterlassen hat; dank seiner Bibliothek ist das Ende des Klosters um 1800 kein Ende geworden, sondern ist ihm über seine Auflösung hinaus bis heute eine lebendige Wirkung beschieden geblieben. Sie beruht keineswegs bloß oder zuerst auf der Anziehungskraft, die von dem einzigartigen Raum aus-

geht, den man den »schönsten Rokokosaal der Schweiz«, das geistliche Gegenstück zur leider untergegangenen Mannheimer Hofbibliothek genannt hat, sondern vor allem darauf, daß hier die Schätze einer großen mittelalterlichen Bücherei in einmaliger Weise vereinigt geblieben sind. Wir dürfen das Wort »Schatz« hier mit Bezug auf die 2000 Handschriften besonders des 8. bis 11. Jahrhunderts und auf die 1700 Inkunabeln der St. Galler Bibliothek in seinem vollen Gehalt fassen. Hier finden sich nebeneinander Bruchstücke der Vetus Latina und der ältesten Vulgata um 400, dazu liturgische und patristische Werke, so bedeutende historische Manuskripte wie die Casus monasterii Sancti Galli der Mönche Ratpert und Ekkehard (IV.) und die hagiographisch wichtigen Viten des hl. Gallus und des hl. Otmar, deren Latein kein Geringerer als Walahfrid Strabo, der Abt der Reichenau, geglättet hat. Die schönsten frühmittelalterlichen Schöpfungen lateinischer religiöser Lyrik sind hier seit ihrer Entstehung vor 1000 Jahren aufbewahrt und wohlbehütet; die Hymnen Ratperths, die Tropendichtungen Tutilos und vor allem die herrlichen Sequenzen Notkers, der sich bescheiden den Stammler nannte; Wolfram von den Steinen, der erste Träger unseres Preises, hat sie uns in glänzend einführender und nachschaffender Weise erschlossen. Hinzu tritt während der spätmittelalterlichen zweiten Blüte des Klosters die Sammlung der Melodien, die der Mönch Joachim Cuontz 1507-1514, nachdem die lebendige Tradition der Melodien schon abgebrochen war, in St. Gallen, vielfach aber von auswärts, sammelte; wenigstens der Entwurf ist in St. Gallen erhalten.

Und welcher hoher Rang kommt den deutschen Handschriften der St. Galler Klosterbibliothek in der Geschichte unserer eigenen Sprache und Literatur zu! Da sind zwei althochdeutsche Glossare, die der Aneignung des Lateins und der inneren Umwandlung der frühdeutschen Sprache dienten; sie vertreten die beiden Zweige der Glossentradition, die in das bairische Freising und von da in das langobardische Benediktinerkloster Bobbio und andererseits nach Fulda weisen. Da sind weiter die alten, wohl schon vor Karl dem Großen verfertigten, z. T. noch ungenauen Übertragungen des Vaterunsers und des Glaubensbekenntnisses in jenem frühen Deutsch, dessen Klang infolge der Erhaltung der vollen Endsilbenvokale an die lautliche Fülle des Grie-

chischen gemahnt und zugleich schwäbisch-alemannische Eigentümlichkeiten erkennen läßt:

Kilaubu in kot fater almahticum, kiscraft himiles enti erda enti in Jhesum christ sun sinan ainacun, unseran truhtin, der inphangan ist fona uuihemu keiste...

Und da ist jene wohl in Fulda entstandene kostbare althochdeutsche Übersetzung der alten Evangelienharmonie Tatians aus der Mitte des 9. Jahrhunderts und die wahrscheinlich auf der Reichenau angefertigte althochdeutsche Übertragung der Regel des heiligen Benedikt. Wieder stoßen wir auf langobardische Beziehungen, wenn sich in der Reichenauer Bibliothek der Edictus Rothari, die Sammlung der langobardischen Stammesgesetze, findet. Und wenn wir weiterschreiten im Gange der deutschen Sprachgeschichte, dann treffen wir um 1000 auf den großen St. Galler Übersetzer und Lehrer Notker, den man um seiner muttersprachlichen Bemühungen willen den Deutschen nannte.

Aus dem hohen Mittelalter aber treten uns in der St. Galler Bibliothek neben anderen vor allem drei unersetzliche Codices deutscher Dichtung entgegen, die im 18. Jahrhundert in die Bibliothek gekommen sind: die Nibelungenhandschrift B, die Handschrift D des Parzival Wolframs von Eschenbach und die Handschrift K von Wolframs Willehalm.

Der Kunsthistoriker wird schon lange einen Hinweis auf die berühmten irischen Miniaturen erwarten, auf den Goldenen Psalter, auf den Forchardpsalter, auf das Evangelium longum mit den Elfenbeinschnitzereien Tutilos.

Wilhelm Hausenstein hat eine klassische Schilderung von einem abendlichen Besuch in der Bibliothek gegeben:

»Unten aber, in den Vitrinen, liegen die uralten Codices aus römischer Zeit, mit sorgsam geschnitzten Elfenbeindeckeln, mit einlässlichen und edlen Buchmalereien, mit frühmittelalterlicher Handschrift auf blutfarbenem Purpurpergament. Die Vorstellung von der großen St. Galler Gelehrtenschule des ausgehenden ersten Jahrtausends wird gegenwärtige Wirklichkeit. Hier kehrt St. Gallen vom barock beschwingten Ende zum steifen und schweren, schier unheimlich

eindeutigen Ursprung zurück – und es ist gut, den Tag des Ausflugs mit dem Ernst dieser Erscheinung zu beschließen.«¹

Sozusagen unter den Händen hat sich nun der Preis, der dem Stiftsbibliothekar gelten sollte, zunächst zu einem Lob der Stiftsbibliothek gewandelt. Aber dies war kein Irrweg, ja, nicht einmal ein Umweg; er führt erst zur richtigen Würdigung der Verdienste Dr. Dufts, auf die er und Sie heute ein Anrecht haben; diese hängen ja unlöslich mit der Pflege und Auswertung des ihm anvertrauten Kleinods zusammen, von dem er selbst sagt: »Man müßte ein Chrysostomus sein, ein Goldmund, um jenes klösterliche St. Gallen würdig zu preisen, das vor einem Jahrtausend gebetet und gesungen, geschrieben und gedichtet hat. Jenes St. Gallen, das die drei erratischen Blöcke – Antike, Alemannentum, Christentum – zum Fundament der abendländischen Kultur zusammenzufügen verstanden hat. Jenes St. Gallen, das in die europäische Kulturgeschichte eingegangen ist. Es war das St. Gallen des goldenen Zeitalters, das in seiner klösterlichen Umfriedung neben den einheimischen Alemannen Räter und Langobarden, Iren und Angelsachsen, Franken und Byzantiner beherbergte.«²

Lieber Herr Dr. Duft, Sie sind zunächst Gelehrter, und zwar Historiker. Den Gelehrten zu würdigen, fühle ich mich nicht berufen, denn ich bin Germanist, nicht Historiker, wengleich mich als Mediävisten, als Mittelalterforscher, vieles mit Ihrer wissenschaftlichen Arbeit verbindet. Soviel aber darf ich sagen: Unser Preisträger hat die gerade auch nach der Auflösung des Klosters besonders in Erscheinung tretende wissenschaftliche Tradition der St. Galler Stiftsbibliothekare nicht nur würdig, sondern glanzvoll fortgesetzt. Der Kirchenhistoriker Duft hat ein umfangreiches Werk über die Glaubenssorge der Fürststäbte von St. Gallen im 17. und 18. Jahrhundert geschrieben (1944) – eine gründliche, weit ausholende Arbeit. Andere Untersuchungen gelten etwa dem verdienstvollen Erschließer der St. Galler Handschriften, Ildefons von Arx, der Verbindung von St. Gallen mit dem normannischen Kloster Jumièges, den Handschriften Tschudis in der St. Galler Bibliothek, dem bekannten St. Galler Klosterplan.

Vor allem aber haben Sie sich in Ihren fachlichen Arbeiten den

¹ Zitiert bei J. Duft, Die Stiftsbibliothek St. Gallen, in: Renaissance H. 2, 1958/59, S. 26

² J. Duft, Kleine Kulturgeschichte des Gallus-Klosters a. a. O., S. 2f.

irischen Beziehungen St. Gallens zugewandt. Dies geschieht eingehend in dem grundlegenden und umfassenden Beitrag zu dem mit Peter Meyer herausgegebenen Prachtwerk über die St. Galler irischen Miniaturen, daneben in einer Anzahl von Aufsätzen. Ihre Stellung zu dem vielerörterten Problem ist wohl temperiert: Sie suchten und fanden den Weg zwischen Iromanie und Irophobie und haben die früher oft überschätzte Beeinflussung St. Gallens durch die Iren auf das richtige Maß zurückgeführt. Die Scheidung von drei Perioden irischer Zuwanderung ist erfreulich klar und einleuchtend: die merowingische Zeit (7. Jahrhundert) mit aszetischen Missionaren wie Columban und Gallus, die karolingische Zeit (9. Jahrhundert) mit Flüchtlingen vor Dänen und Norwegern wie dem Bischof Marcus und seinem Neffen Moengal, dem späteren berühmten St. Galler Klosterlehrer Marcellus, das 12./13. Jahrhundert mit der Begründung der sog. Schottenklöster, die in Wirklichkeit irisch waren. Mit Recht sind auch Sie der Meinung, daß die klassischen Studien nicht durch die Iren auf das Festland und nach St. Gallen gekommen seien. Allerdings bleiben noch manche Fragen offen, so etwa die nach dem genaueren Zusammenhang zwischen den griechischen Studien des Frühmittelalters und den Iren und die nach dem irischen Einfluß auf das Frühdeutsche. Weitere Einzeluntersuchungen des Historikers Duft galten der Rolle St. Columbans in St. Galler liturgischen Handschriften, dem irischen Einsiedler Eusebius auf dem Viktorsberg und einem irischen Bruchstück der Etymologien des Isidor von Sevilla aus der Mitte des 7. Jahrhunderts, das die St. Galler Bibliothek birgt.

Aber der Preis, der Ihnen heute, lieber Herr Dr. Duft, verliehen wird, gilt nicht eigentlich dem Fachgelehrten und seinen streng wissenschaftlichen Forschungen. Der Bodenseeliteraturpreis ist nach dem Statut für einen »Dichter oder Schriftsteller« bestimmt, und Sie werden heute vor allem für Ihre schriftstellerischen Arbeiten geehrt. Diese lassen sich freilich von jenen nicht trennen, sondern sind deren Ausfluß. In ihnen sind der Gelehrte und der Schriftsteller eine schöne und fruchtbare Verbindung miteinander eingegangen. Es gab früher, als alte Kunst noch eine esoterische Angelegenheit einer dünnen Schicht war, eine in ihrer Zeit verdienstvolle Sammlung »Die Kunst dem Volke«. Im gleichen Sinne waren Sie immer bestrebt, Ihre gelehrtten Kenntnisse und Erkenntnisse weiteren Kreisen zugänglich zu

machen. Sie sind zum warmherzigen Kunder des Ruhms, des Reichtums und der Schönheit der Bodenseekultur geworden, besonders in ihrer Sanktgallischen Ausprägung mit ihrer Synthese alemannischer, antiker und christlicher Elemente – beileibe nicht ein Popularisator, sondern auch hier Seel-Sorger, ein begeisterter, innerlich ergriffener Vermittler lebendigen Wissens von der großen Vergangenheit der Lande um den Bodensee, von Schöpfungen, von denen die Gegenwart bewußt oder unbewußt noch zehrt. Das Feuer, das in dem Kunder Duft loht, schlägt über in die Herzen seiner Leser und brennt dort weiter.

Den Schriftsteller Duft zu würdigen, darf sich auch der Nicht-historiker zutrauen, zumal wenn er sich wie ich schon durch seine Herkunft so eng mit dem Bodensee – und im besonderen mit dieser schönen gastgebenden Stadt – verbunden weit und überdies seit Jahren das freundliche Entgegenkommen des Preisträgers bei studentischen Exkursionen erfahren durfte. Herr Duft, Sie haben uns, um nur einiges aus der Fülle zu nennen, einen meisterhaften kleinen Führer durch die Stiftskirche und die Stiftsbibliothek und einige feinsinnige Aufsätze über die literarische Bedeutung der Nachwelt hinterlassen; dank seiner ist das Ende des Klosters zu verschmerzen, weil es in seiner Bibliothek weiterlebt. Andere Beiträge gelten dem Leben des hl. Gallus in dem von Ihnen 1952 herausgegebenen St.-Gallus-Gedenkbuch, dem Wirken von St. Magnus am Bodensee, dem gegenseitigen Verhältnis der Klöster in St. Gallen und auf der Reichenau, der Musikgeschichte des St. Galler Klosters. Immer kehren die Veröffentlichungen zum Galluskloster zurück: Zwei Drittel Ihrer Schriften sind St. Gallen gewidmet.

Daß Sie uns in einem Ihrer Aufsätze auf Grund des elfhundertjahrigen Klosterplans auch in die Geheimnisse des alten St. Galler Klosterbiers eingeweiht haben, dafür danken wir Ihnen besonders! Wissen wir doch jetzt, daß es im St. Galler Kloster, wie gewit auch anderwärts, drei Biersorten gab, eine für die Klosterinsassen, eine für die Armen und eine besonders gute für die vornehmen Gäste. Und Sie haben uns auch belehrt, daß Ekkehard IV. in seiner *Benedictio potuum*, der Segnung der Getränke, je einen besonderen Segen für das Starkbier (*celia*) und für das gewöhnliche Bier (*cervisa*) kennt. Der letztere ist übrigens ein hübsches Beispiel für den Humor Ekkehards:

Optimum provisae benedictio est cerevisae,
non bene provisae confusio sit cerevisae.

»Wenn das gewöhnliche Bier sehr gut zubereitet ist, gebühre ihm auch eine Segnung; ist es aber nicht gut geraten, dann zieme ihm nicht Segen, sondern Schande!«³ Solche lateinischen Parodien auf die Beschaffenheit des Klosterbiers waren offenbar auch sonst beliebt, so etwa später bei den Normannen in England.⁴

Was aber für das Preisgericht den Ausschlag bei seiner Entscheidung gegeben hat, das ist die von Ihnen, Herr Duft, seit 1957 veröffentlichte, bisher vier Bände umfassende Reihe der »Bibliotheca Sangalensis«. Sie macht in thematisch geschlossenen Darstellungen Handschriften und Bildschätze der St. Galler Bibliothek weiteren Kreisen zugänglich. Alle Bände zeugen von einer außerordentlichen Kenntnis der Quellen wie des wissenschaftlichen Schrifttums, und die Auswahl der Texte geschieht aus einer souveränen Stoffbeherrschung heraus. Sie ist so getroffen, daß ein wirkliches Bild entsteht, daß die Gestalten mit Fleisch und Blut und mit ihren Vorstellungen und Empfindungen aus der Vergangenheit aufsteigen, daß das Geschehen plastische Konturen bekommt. Eine hohe Fähigkeit zu künstlerischer Gestaltung formt den Inhalt der Quellen, so daß sie nicht mehr totes Pergament sind, sondern zu leben beginnen. Alte St. Galler Dichtungen, welche die Ereignisse spiegeln, schließen sich an. Die Vergegenwärtigung der Vergangenheit durch das Wort wird unterstützt durch Bilder aus St. Galler Manuskripten, die Sie, Herr Dr. Duft, liebevoll und geschickt ausgewählt haben.

Die Einfälle der Ungarn erstehen so vor dem inneren Auge des Lesers, der Märtyrertod der Wiborada, die Abwehr der Ungarn durch den St. Galler Klosterschüler Bischof Ulrich von Augsburg, auch die Verlagerung der rd. 500 St. Galler Manuskripte nach der Reichenau im Jahre 926. Wie reizvoll berichten Sie darüber, wie die Handschriften auf der Reichenau zum Teil verwechselt wurden und nur die Zahl, nicht aber der Inhalt nach der Rückkehr mehr stimmte. Man

³ Bodensee-Hefte 8, 1957, S. 234

⁴ Vgl. H. Walther, Zur lateinischen Parodie des Mittelalters, in: Zeitschrift für deutsches Altertum 84, 1952/53, S. 268

spürt den Fachmann, wenn Sie die so naheliegende Erklärung geben, daß es sich bei den Reichenauern – entgegen früheren Vermutungen – nicht um ein *corrigere la fortune* gehandelt habe, sondern daß ein solches *Malheur* auch bei neuzeitlichen Bücherevakuierungen vorzukommen pflegt.

Oder die Weihnacht im Galluskloster! St. Galler Dichtung, so aus dem Frühmittelalter Notkers wundervolle Weihnachtssequenz und Tutilos beschwingter, dialogisch gestalteter Weihnachtstropus, das spätmittelalterliche St. Galler Spiel von der Kindheit Jesu und Weihnachtslieder, verbindet sich mit weihnachtlichen Berichten aus den *Casus Sancti Galli* Ekkehards IV. über die Besuche König Konrads und des Abt-Bischofs Salomon im Galluskloster.

Das Bild des Bodensees, der, um ein Wort Uhlands zu variieren, lauter oder leiser in die St. Galler Handschriften hineinrauscht, wird im dritten Band aus St. Galler Schriften und Bildern gezeichnet: aus den *Casus Sancti Galli*, in denen über den mangelnden Fischreichtum des Sees berichtet wird, – allerdings zählt Ekkehard in seinen Benediktionen 21 Fischarten auf (darunter nach der mittelalterlichen Tiereinteilung, welche die Tiere nach der Art der Fortbewegung gliedert, als schwimmendes Tier auch den Biber!), und er widmet ihnen den Spruch: *Hos pisces coctos cruce sumamus benedictos* – diese Fische, gekocht und mit dem Kreuze gesegnet, wir wollen sie verspeisen! Das Buch schöpft weiter aus Christian Kuchimeisters Chronik des beginnenden 14. Jahrhunderts, die über Sicherheit und Freiheit auf dem See berichtet; aus der Chronik des Abts Ulrich Rösch, der das Lob des Bodensees singt; aus der *Vita* des heiligen Gallus mit der bekannten Legendenerzählung von dem Gespräch zwischen dem Bergdämon und dem Seedämon, die beide von dem Heiligen beschworen werden. Aus der *Vita* des hl. Otmars stammt die Beschreibung des Sturms auf dem See, der sich bei der Translation des Leichnams erhob, aber das Totenschiff wunderbarerweise nicht berührte, und der Bericht von der Weinvermehrung auf der Überfahrt, die Otmar das Weinfäßchen als Attribut eingebracht hat. Es heißt dort in Dufts Übertragung: »Da gedachten sie der Wunder des Herrn, wie er mit wenigen Broten zahlreiche Menschenmassen speiste; sie ließen vom wenigen, das sie in einer kleinen Flasche hatten, allen Anwesenden in Liebe spenden, und

in wunderbarer Weise begann die Tranksame im Gefäß so zu wachsen, daß sie trotz ständigem Ausschanken um nichts abzunehmen schien, bis die Trinkenden schließlich von der Menge der Becher überwältigt wurden«. ⁵ Wahrlich, nicht nur eine wunderbare, sondern auch eine frohe Translation des Körpers eines Heiligen! Und wahrlich, ein menschlicher und liebenswerter Heiliger! Auch wir möchten uns das Weinfäßchen St. Otmars wünschen, gefüllt mit gutem Seewein!

Schließlich folgt das vierte Buch vom heiligen Otmar. Es bringt außer Gozberts Vita auch die anderen St. Galler Quellen zu dessen Leben mit deutschen Übertragungen in geschlossener Folge und gibt außerdem eine lebendige Biographie des Heiligen.

In den Übertragungen, lieber Herr Duft, erweist sich Ihre Sprachbeherrschung ganz besonders. Das zeigt schon ein flüchtiger Vergleich mit älteren deutschen Wiedergaben. Der anschauliche, oft knappe, nie überladene sprachliche Stil Ihrer früheren Veröffentlichungen setzt sich in der »Bibliotheca Sangallensis« fort, gerade auch in den Übersetzungen langer lateinischer Perioden, die Sie meisterhaft aus der Eigengesetzlichkeit des deutschen Satzbaus heraus gestalten.

Leider ist nicht die Zeit, dies an Beispielen darzutun. So haben Sie sich, lieber Herr Dr. Duft, in den Bänden der »Bibliotheca Sangallensis« als der feinsinnige Interpret der Kulturgeschichte des Bodenseeraumes erwiesen, wie sie sich in den Manuskripten der St. Galler Bücherei darstellt. Genaues Quellenstudium, Klarheit der Darstellung, Durchsichtigkeit der Gliederung und eine meisterhafte Sprache zeichnen die Bände aus, aber auch jene von den Brüdern Grimm geforderte Andacht zum Unbedeutenden, die weiß, daß auch das Unbedeutende bedeutsam ist.

So haben wir Ihnen heute zu danken: zu danken für Ihr Werk, zu danken aber auch dafür, daß Sie die Ihnen zugedachte Ehrung angenommen haben. Die Stadt Überlingen und ihr Preisgericht besitzt ja nicht – um zum Schluß nochmals auf Tasso zurückzugreifen – die Autorität des Renaissancefürsten, bei dem das Angebot des Kranzes zugleich das Gebot bedeutete, ihn anzunehmen, und auch nicht den Charme der Prinzessin, der Tasso in seinen Bann schlug – war und ist doch das gegenwärtige Preisgericht ein reines Männerkollegium!

⁵ J. Duft, *Der Bodensee in Sanktgaller Handschriften*, 1959, S. 31

Eines allerdings hat Herr Dr. Duft mit Tasso gemeinsam: die Bescheidenheit: Auch wir dürfen mit Leonore sagen:

Es lebe der zum ersten Mal Bekränzte!
Wie zieret den bescheidenen Mann der Kranz!

Aber auch unser Preisträger denkt so wie ich ihn kenne, gewiß schon lange wie Tasso:

So laßt mich dann beschämt von hinten gehen!

Wenn Sie, lieber Herr Duft, uns, den Preisrichtern, die Schuld geben, Sie in diese Situation gebracht zu haben, nun, so ist es für uns eine *felix culpa*, eine glückhafte Schuld! Denn wir wissen, daß wir richtig entschieden haben. St. Gallen und seine Bibliothek ist ein Sinnbild der einstigen kulturellen Einheit der Lande um den Bodensee und weit darüber hinaus – die Verknüpfung St. Gallen–Bobbio–Jumièges–Luxeui–Irland–Byzanz macht das deutlich – einer Einheit, von der sich vieles gerade hier bis heute erhalten hat und von der wir wünschen, daß sie sich noch stärker entfalte. Ihr Werk aber ist eine wesentliche Deutung dieses Sinnbildes, ja, es wird seinerseits wieder zum Sinnbild im mittelalterlichen Verstand, das bedeutet, aber auch zugleich ist und wirkt! Darauf mag schon eine Äußerlichkeit hinweisen: die Tatsache, daß sie Ihre »Bibliotheca Sangallensis« der gemeinsamen Obhut eines schweizerischen und eines deutschen Verlags anvertraut haben. Kein Zweifel: Wenn hier an den gesegneten Gestaden des Bodensees das Wasser trotz politischer Grenzen nicht trennt, sondern verbindet, so hat daran auch ein Werk wie das Ihre, Herr Dr. Duft, einen besonderen Anteil.

Es ist ein Werk, das Ihrem Wesen entsprungen ist und diesem entspricht: Es sind Bücher der Stille, die kostbare und heilende Brunnen aus der Tiefe eröffnen und von denen wir wünschen, daß Sie sie fortführen, Bücher, für die das Wort gilt, das über dem Ihnen so vertrauten barocken Portal Ihrer herrlichen Bibliothek steht und das Sie selbst gerne anführen:

Psychés iatréion
Arzneistube der Seele.

1960 Stiftsbibliothekar Dr. Johannes Duft, St. Gallen, für die Bände seiner »Bibliotheca Sangallensis« wie für seine anderen, auf das Stift St. Gallen bezüglichen Veröffentlichungen

* 1915 in St. Gallen-St. Georgen,
Studium der Theologie in Freiburg, 1940 Priesterweihe, 1943 Promotion, St. Galler Stiftsbibliothekar von 1948-1981, 1962-1985 Honorarprofessor für Geistes- und Bildungsgeschichte des Mittelalters an der Universität Innsbruck,
† 2003 in St. Gallen

Johannes Duft: Die Glaubenssorge der Fuerstaebte von St. Gallen im 17. und 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Seelsorgegeschichte der katholischen Restauration als Vorgeschichte des Bistums St. Gallen. 428 Seiten. Raeber Verlag Luzern 1944 (Dissertation Universität Freiburg/Schweiz 1943)

Johannes Duft: Bibliotheca Sangallensis. Bibliophile Kostbarkeiten aus der Stiftsbibliothek Sankt Gallen herausgegeben von Dr. Johannes Duft.

Erster Band: Die Ungarn in Sankt Gallen. Mittelalterliche Quellen zur Geschichte des ungarischen Volkes in der Sanktgaller Stiftsbibliothek. 80 Seiten, 1957

Zweiter Band: Weihnacht im Gallus-Kloster. Bilder und Texte aus der Stiftsbibliothek Sankt Gallen. 84 Seiten, 1957

Dritter Band: Der Bodensee in Sanktgaller Handschriften. Texte und Miniaturen aus der Stiftsbibliothek Sankt Gallen. 96 Seiten, 1959

Vierter Band: Sankt Otmar. Die Quellen zu seinem Leben, lateinisch und deutsch. 96 Seiten, 1959

Carta Verlag Zürich und Jan Thorbecke Verlag Lindau und Konstanz

Preisverleihung 12. Juni 1960, Laudatio Hugo Moser